

Cornelia Kunert

Geschlechtsidentität und Selbstmodell*

Abstract: Transsexualität (TG) wird als konstitutionelle Geschlechtsinkongruenz beschrieben, die durch eine gehinderte Einbettung des Körperbildes in das Selbstmodell entsteht. Das Zustandekommen einer Geschlechtsidentität als einer mentalen Repräsentation höherer Ordnung ist abhängig von dem tieferliegenden Selbstmodell, das sich dem bewussten Zugriff teilweise entzieht. Diese Zusammenhänge von Bewusstsein und Körper werden im Lichte psychologischer, neurologischer und philosophischer Überlegungen erörtert. Aus dem Befund einer konstitutionell bedingten Geschlechtsinkongruenz ergeben sich ethische Folgerungen für die menschenrechtskonforme Behandlung in der Praxis.

I Vorbemerkung¹

Das Phänomen der Transsexualität² (TG) stellt uns vor ein Rätsel! Warum nehmen manche Menschen Ächtung, Spott und manchmal sogar gewaltsame Angriffe in Kauf, ertragen Trennungen von sehr wichtigen Bezugspersonen und Verlust von Arbeitsplatz oder gesellschaftlicher Stellung, unterziehen sich oft schwerwiegenden chirurgischen Eingriffen, nur um ihre geschlechtliche Zugehörigkeit zu realisieren; und warum fühlen sie sich dadurch trotzdem nachhaltig wohler und gesünder?

Die subjektive Erfahrung der Transsexualität ist für andere schwer nachvollziehbar und manchmal irritierend. Dennoch scheint diese Lebenswirklichkeit zum Repertoire des Menschseins zu gehören, denn es gibt sie in allen Epochen

* gekürzte und überarbeitete Fassung meines Beitrags „Geschlechtsidentität und Bewusstsein. Naturwissenschaftliche Fragen und philosophische Positionen,“ in *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, hg. von Gerhard Schreiber, Berlin/Boston: De Gruyter 2016, 597–633.

1 Es wird aus Gründen der Einfachheit die geschlechtsneutrale Binnen-I Schreibweise verwendet.

2 Ich verwende in diesem Text die Bezeichnung „Transsexualität“, da das Wort „Transidentität“, welches häufig synonym dazu verwendet wird, einen Wechsel der Identität impliziert, diese jedoch in Transprozessen meist gar keinem Wechsel unterworfen ist. Das Wort „Sex“ in „Transsexualität“ meint nicht etwa Sexualität als eine Körperpraxis, sondern in Anlehnung an die Wortbedeutung des lat. *sexus* die biologischen Gegebenheiten der Geschlechtlichkeit. Die im angelsächsischen Raum übliche Bezeichnung „Transgender“ (TG) gilt in Europa als ein Überbegriff, um alle Variationen geschlechtlicher Vielfalt in sich zu versammeln.

und Kulturen. Sie findet sich sowohl im Leben indigener Völker als auch in allen sozialen Schichten der Zivilisationen des Westens sowie des Ostens. Früheste Zeugnisse gehen auf die Zeit 2900 – 2500 v. Chr. zurück.³

Gibt es biologische Faktoren, die das Selbstverständnis des Menschen eindeutig determinieren? Wie frei sind wir in der Wahl unserer Lebensart und in der Entfaltung unserer Persönlichkeit? Ist unser Leben total von einem Gehirn gesteuert und lässt dies noch einen freien Willen zu? Sind wir nur das Produkt unserer Umwelt und Erziehung? Regiert uns eine unbewusste Dynamik, in Gang gehalten von Konflikten und Trieben? Eben weil sehr wichtige Fragen des menschlichen Selbstverständnisses berührt werden, entzündeten sich schnell Auseinandersetzungen, die zeigen, dass es einerseits erkenntnistheoretisch schwierig ist, klare und konsensfähige Definitionen zu finden. Wohin auch immer die Überlegungen derer führen mögen, die an diesem Diskurs beteiligt sind – den Anfang nehmen sie bei der phänomenalen Erfahrung dessen, was jemand als seine oder ihre Geschlechtsidentität erfährt oder einmal erfahren hat. Ich glaube, dass der von breiten Gesellschaftsschichten getragene, aufgeklärte Diskurs die wirksamste Kraft gegen die gefährliche und brutale Transphobie ist, die weltweit Jahr für Jahr so viel Leid bewirkt und Opfer fordert. Entwürdigende und erschwerende Bedingungen in der Behandlung transsexueller Menschen (TG) und oft auch gesellschaftliche Schlechterstellungen folgen einer seit den Anfängen der Psychiatrie bestehenden, psychopathologisierenden Deutung, die aus ideologischen Gründen hartnäckig am Leben gehalten wird. Die volle gesetzliche Anerkennung transsexueller Menschen als Männer und Frauen ist abhängig von der Kenntnis der neuropsychologischen Bedingungen beim Phänomen der Transsexualität und ihrer Auswirkungen auf das Selbstmodell.

II Erkenntnistheoretische Fragen zu Bewusstsein und Subjekt

Auffassungen über die Bedeutung des Wortes Identität gibt es viele. Identität ist ein Thema in den Sinnfeldern der Psychologie, der Philosophie, der Biologie, der Soziologie, der Neurologie, der Mathematik und der Logik. Über Geschlechtsidentität wird im Rahmen des Diskurses über Transsexualität meist gesprochen, um aus dem Vorhandensein einer Empfindung eine Zuschreibung transtempo-

³ Vgl. Martina Schneibergová, „Schamane oder Transsexueller? Geheimnisvolles Grab aus der Kupfersteinzeit“ (08.04.2011), Czech Radio 7, Radio Praha, in [www.radio.cz/de/artikel/137574] (Zugriff: 30.10.2018).

raler Zugehörigkeit von sich selbst oder anderen zur Gruppe der Frauen oder der Männer abzuleiten, oder eine über binäre Konzepte hinausgehende Beschreibung des Identitätserlebens zu geben. Identität ist jedoch keine feste Größe; sie kann sich ändern und ich kann mich darin auch täuschen. Der Begriff der Geschlechtsidentität, so wie ich ihn hier gebrauche, bezieht sich daher nur auf die subjektive Erfahrung einer Wirklichkeit; auf die Repräsentation eines bestimmten Aspekts des Selbsterlebens im Bewusstsein.

1 Der physikalistische Standpunkt und die neuronalen Korrelate

Das Bewusstsein ist in den letzten zwei Jahrzehnten ein Forschungsgegenstand geworden, der wie kein anderer einen Dialog von Naturwissenschaft und Philosophie in Gang gesetzt hat. Besonders der Erkenntnisgewinn in den Neurowissenschaften hat viele Möglichkeiten eröffnet und neue Bereiche der Forschung wie etwa Neuroinformatik, Neurotechnologie, Neuroethik und Neuroökonomie entstehen lassen und die Philosophie des Geistes ist zu einer Philosophie des Bewusstseins geworden. Wie jede Repräsentation der eigenen Wahrnehmung oder des eigenen Seins im Bewusstsein, so ist auch die Erfahrung der Geschlechtsidentität und die Reflexion über sie eine mentale Funktion höherer Ordnung. Durch den Einsatz bildgebender Verfahren wird intensiv nach den neuronalen Korrelaten der mentalen Zustände oder Vorgänge gesucht. Das ist die Suche nach einer kleinsten Menge an physikalischen (neuronalen) Ereignissen, die mit einer bestimmten mentalen Repräsentation (z. B. Identitätserlebnis) einhergeht. Die Frage, ob diese Korrelate auch eindeutig und in jeder Hinsicht für eine bestimmte bewusste Erfahrung kausal notwendig und hinreichend sind und sie erst entstehen lassen, ist Gegenstand naturwissenschaftlicher Forschung und philosophischer Überlegungen. Viele, insbesondere ethische und juristische, Fragen sind in diesem Zusammenhang von den Neurowissenschaften aufgeworfen worden, und es erfordert neue Gedanken, um sie zu beantworten.

Die aktuellste der naturwissenschaftlichen Bewusstseinstheorien ist die „Theorie der integrierten Information“ von Giulio Tononi. Diese Theorie besagt, „dass jedes *bewusste* System eine singuläre, integrierte Einheit mit einem großen Repertoire hoch differenzierter Zustände sein muss.“⁴ Die mentalen Funktionen höherer Ordnung sind dabei nicht das Ergebnis einzelner feuender Neuronen

⁴ Christof Koch, *Bewusstsein. Bekenntnisse eines Hirnforschers*, übers. von Monika Niehaus und Jorunn Wissmann, Berlin/Heidelberg: Springer 2013, 224.

oder Neuronenverbände (Assemblies), sondern ein Zusammenspiel von teilweise weit auseinanderliegender Zentren, vergleichbar mit der Klangarchitektur, die ein Orchester zu einem bestimmten Zeitpunkt erzeugt. Es gibt in der Repräsentation im Bewusstsein verschiedene Ebenen und je höher die Ebene der Verarbeitung ist, umso komplexer wird die Informationsverarbeitung und umso unspezifischer wird die kausale Rolle einzelner Neuronen.

Da die Erfahrung der personalen Identität zweifellos eine mentale Repräsentation höherer Ordnung ist, können einzelne, eng umschriebene Neuronenverbände nicht kausal für ihr Entstehen verantwortlich sein. Kerne, die hirnanatomisch lokalisiert werden konnten und mit Geschlechtsidentität in Zusammenhang gebracht werden,⁵ stellen allenfalls Prädispositionen für das phänomenale Selbsterleben als geschlechtliches Wesen dar. Das Identitätserleben in geschlechtlicher Hinsicht muss als Zusammenwirken vieler neuronaler Areale verstanden werden und als phänomenale Erfahrung wird es nicht als ein inneres Bild erscheinen, sondern vielmehr als große biographische Erzählung.

Der Grundsatz „Alles messen, was messbar ist und messbar machen, was nicht messbar ist“, wird Galileo Galilei zugeschrieben und beschreibt die Haltung der Naturwissenschaft und empirischen Forschung. In dieser Weltansicht ist Bewusstsein nichts, wonach sich eigentlich zu fragen lohnt. Über Geschlechtsidentität zu reden, heißt aus dieser Sicht nicht mehr und nicht weniger, als über Hirnzustände zu reden und darüber, wie unsere Annahmen in einer neuronalen Hardware verankert sind. Alles andere wird in das verstaubte Fach der „Metaphysik“ gelegt. Auch wenn das menschliche Gehirn mit seinen hundert Milliarden Neuronen das Komplexeste sein sollte, was die Evolution je hervorgebracht hat, so ist das für viele naturwissenschaftliche ForscherInnen noch kein Grund anzunehmen, dass es so etwas wie „Geist“ tatsächlich gibt. „Man macht sich selbst etwas vor,“ so der Philosoph Daniel Dennett, „indem man dem Bewußtsein Eigenschaften zuschreibt, die es nun mal nicht hat.“⁶ Eine streng physikalistische Anschauung vom Menschen führt in einen reduktiven Materialismus oder Epiphänomenalismus. Die Person wird darin zum „Akteur“ oder Avatar eines Gehirns und wird von diesem lediglich als Funktion realisiert, um erfolgreich in der Welt zu navigieren und das eigene Leben bestmöglich zu sichern. Eine Kausalität von oben nach unten, vom Bewusstsein zum Körper wird dabei als unmöglich angesehen. Die Annahme, dass wir den Arm bewegen, weil wir es so wollen, wäre somit nur eine Illusion. Kein Geistiges oder freier Wille kann demnach auf die

⁵ Vgl. die Beiträge von Mark Solms, Dick F. Swaab et al. und Milton Diamond im vorliegenden Band.

⁶ Susan Blackmore, *Gespräche über Bewußtsein*, übers. von Frank Born, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2007, 123

materielle Welt ursächlich einwirken. Einem Geistigen wird die eigenständige Realität grundsätzlich abgesprochen, woraus sich dann der programmatische Slogan „Wir sind unser Gehirn“⁷ beinahe selbstverständlich ergibt. Die freie Wahl zu haben ist demnach eine Illusion. Wir werden sehen, dass diese Folgerung aber keineswegs zwingend ist, denn niemals kann der Vorgang des Messens allein die eigentliche Erkenntnis darüber bringen, wer wir als Menschen sind und wie wir uns als Subjekt verstehen können, das sich in die Welt entwirft.

2 Das Wasser der Materie und der Wein des Bewusstseins

Auch wenn neuronale Korrelate gefunden werden und die Aktivität neuronaler Netzwerke gemessen werden kann, bleibt das Bewusstsein und vor allem die phänomenale Erfahrung eines Selbst ein un(be)greifbarer Gegenstand für die naturwissenschaftliche Forschung. Mentale Zustände haben nämlich seltsamerweise die Eigenschaft, auf bestimmte Weise subjektiv erlebt zu werden. Dem menschlichen Bewusstsein ist ein Selbstgefühl wie Peter Pans Schatten als Begleitung angeheftet und führt zu der Erfahrung, ein Ich im Zentrum meines Erlebens zu sein. Die zeitlich kohärent feuernden Nervenverbände haben oder erzeugen diesen phänomenalen Gehalt, der sich nicht objektivieren oder messen lässt.

Der Philosoph David Chalmers hat es als das *hard problem* der Bewusstseinsforschung bezeichnet, das eben darin besteht, überhaupt zu verstehen, warum Gehirnzellen, die zweifellos Materie sind, und wie andere Materie auch aus Atomen, Elektronen, Neutronen etc. bestehen und sich in diesem Fall zu Molekülen der Nervenzellen formieren, warum diese Materie subjektive Erfahrungen und ein phänomenales Bewusstsein generiert. Er stellt die Frage, warum die neuronale Informationsverarbeitung nicht im Dunkeln stattfindet, ohne von bewussten Erlebnissen begleitet zu werden.⁸

Nach Chalmers handelt es sich beim Bewusstsein um ein Grundmerkmal der Welt – so irreduzibel wie Raum und Zeit. Die subjektive Erfahrungsqualität, die die bewusste Erfahrung auszeichnet, wird *Quale* (Plural *Qualia*) genannt. Durch das menschliche Bewusstsein als Erzeugnis eines Gehirns hat die Materie begonnen, über sich selbst nachzudenken und in der Erfahrung der Subjektivität erscheint Welt in personaler Qualität im Modus der Begegnung. Weil aber die

⁷ Vgl. Dick F. Swaab, *Wir sind unser Gehirn. Wie wir denken, leiden und lieben*, übers. von Bärbel Jänicke, München: Droemer 2011.

⁸ David J. Chalmers, „Consciousness and its Place in Nature,“ in *The Blackwell Guide to Philosophy of Mind*, hg. von Stephen P. Stich und Ted A. Warfield, Oxford: Blackwell 2003, 102–142, 103.

Qualität des subjektiven Erlebens nicht direkt messbar ist, ergeht es den NeurowissenschaftlerInnen bei der Erforschung des Bewusstseins ähnlich wie Alice im Wunderland bei ihrer Begegnung mit der Grinsekatz. Ähnlich wie die Katze sich vor den Augen von Alice langsam auflöst und nur ihr Grinsen zurückbleibt, je näher sie der Katze kommt, so löst sich scheinbar das Phänomen „Bewusstsein“ und „Selbst“ vor unseren Augen auf, wenn wir es messen wollen. Es bleibt nur die subjektive Erfahrung, die sich dem Zugriff entzieht. Subjektivität ist in der empirischen Wissenschaft immer sehr verdächtig und genießt kein gutes Ansehen. Man traut ihr nicht über den Weg und nimmt an, dass kein wissenschaftlicher Erkenntnisgewinn durch sie möglich sei. Sie wird verdächtigt, anfällig zu sein für tendenzielle Selbsttäuschung, Irrtum, Lüge, oder Unfähigkeit, wie etwa beim Wahn, Neglect oder anderen Defektzuständen. Trotzdem muss man die Subjektivität in der Bewusstseinsforschung ernst nehmen, denn die Introspektion ist und bleibt die einzig mögliche direkte Wahrnehmung innerer Zustände. Jede Beobachtung wird vor ihrer Repräsentation im Bewusstsein als empirisches Datum oder als Perzept eines Sinnesreizes vielen hochkomplexen technischen und zerebralen Verarbeitungsprozessen unterzogen, die auch modulierend oder verfälschend wirken können. Deshalb stellt die direkte sinnliche Erfahrung noch vor ihrer Deutung den unmittelbarsten Bezug zur Welt dar, der überhaupt möglich ist. Dieser Erkenntnisweg wird „phänomenologisch“ genannt, weil darin versucht wird, sich den Phänomenen in einer Weise zuzuwenden, in der diese sich so unverfälscht wie möglich zeigen und in ihrem Wesen von sich selbst her offenbaren können (gr. το φαινόμενον, ‚das Sichtbare, Erscheinende‘), und wir durch Vorwissen, Vorstellungen oder in unserer Anschauung möglichst unbeeinflusst sind. Dieser erkenntnistheoretische Weg führt zu einem Realismus, der zwar das Vorhandensein einer objektiven Wirklichkeit anerkennt, diese aber in unauflösbare Verbindung zu den Bedingungen unserer Erfahrung von ihr versteht.

Das gewichtigste Argument für die phänomenale Erfahrung als nichtmaterieller Aspekt der Wirklichkeit ist das sogenannte *knowledge argument* von Frank Jackson:⁹ Auch wenn ich alles über eine Person weiß, was physikalisch über diese Person gewusst werden kann, so weiß ich doch noch nichts darüber, wie es für sie ist, zum Beispiel die Farbe Rot zu erleben. *Daraus können wir den Schluss ziehen, dass auch Information über Identität und jede andere innere Erfahrung nur durch die Selbstaussage einer Person aus ihrer inneren Selbstvertrautheit heraus geschehen kann. In der Unmittelbarkeit, die diese innere Erfahrung ausmacht, liegt ihr wesensmäßiger Charakter. Sie ist nicht objektivierbar und von außen überprüfbar*

9 Vgl. Frank Jackson, „Epiphänomenale Qualia,“ in *Qualia. Ausgewählte Beiträge*, hg. von Heinz-Dieter Heckmann und Sven Walter, 2. Aufl., Paderborn: Mentis 2006 [2001], 91–106.

oder verhandelbar. Diese Erfahrung ist ein Wissen, das für andere absolut unzugänglich ist.

Jede bewusste Erfahrung geschieht in einer Erste-Person-Perspektive, bleibt an sie gebunden und entzieht sich dem Zugriff von außen. In der Geschichte der Behandlung transsexueller Menschen (TG) wurde seit jeher versucht, durch Gutachten und Tests die innere Erfahrung zu messen und zu objektivieren. Aber die Geschlechtsidentität ist als eine rein subjektive phänomenale „Wie-es-ist-Tatsache“ nicht unter die physikalischen Tatsachen subsumierbar. Geschlechtsidentität ist als Erfahrung mit objektivierenden Mitteln unanalysierbar.

Auch der Versuch ist aus den beschriebenen erkenntnistheoretischen Gründen von Anfang an zum Scheitern verurteilt und läuft in der Praxis immer auf ein investigatives Vorgehen hinaus, das tendenziell die Betroffenen einem epistemisch sinnlosen Procedere unterwirft und entwürdigt. Wie zieht sich eine transsexuelle Person (TG) an? Wie sieht sie aus? Welche sexuelle Praxis lebt sie und wie ist ihre sexuelle Orientierung? Wie „echt“ sind ihre Gefühle? Wie sehr leidet sie wirklich? Das alles sind Fragen, auf die man nur auf zwei Arten eine Antwort findet: indem man sie fragt oder einen Detektiv engagiert. Ich befürchte, dass manche solcherart an dem Transitionsprozess Beteiligte eher schlechte Detektive als gute Helfer sind.

3 Das Anzweifeln der subjektiven Wirklichkeit

Eine transsexuelle Frau im Alter von 35 Jahren hat meine professionelle Hilfe gesucht und einen Termin für ein Erstgespräch vereinbart. Zu diesem Termin erschien sie in männlicher Gestalt und Kleidung. Sie lebt allein, arbeitet in einem akademischen Beruf, führt ein unauffälliges Leben und ist sehr unglücklich. Ihr Problem sei, erzählte sie, dass sie sich weiblich fühle seit sie denken könne, obwohl sie anatomisch männlich sei. Sie verspüre diesbezüglich Spannungen und andauerndes Unbehagen, und ihre Aufmerksamkeit sei ständig mit dem Thema beschäftigt. Sie habe wegen dieses Problems schon vor 15 Jahren eine Psychotherapeutin aufgesucht. Diese Psychologin habe aber ihr Empfinden von Anfang an angezweifelt. Sie machte einen Test mit der Klientin und erklärte ihr dann, der Test zeige, dass sie keineswegs transsexuell sei, sondern ein Mann, und bot ihr an, psychotherapeutisch an diesem Problem zu arbeiten. Sie machte meiner Klientin klar, dass „dieses Problem“ die Folge verdrängter Konflikte sei, die früh in die Kindheit zurückreichen würden. Es sei dies höchstwahrscheinlich eine Art posttraumatischer Störung, die dazu führe, dass sie nun bestimmte Aspekte ihres Mann-Seins nicht akzeptieren könne. Meine Klientin hat seither 15 (!) Jahre damit zugebracht, das angeblich neurotische „Problem“ loszuwerden,

indem sie versuchte, es zu verdrängen und durch jahrelange Psychotherapie bei besagter Kollegin zu kurieren. Obwohl sie viel Zeit und auch Geld investiert hat, haben diese Versuche – wie zu erwarten war – nicht gefruchtet. Depressionen und sozialer Rückzug waren die einzige Folge. Noch immer leidet sie an dem Gefühl, eigentlich weiblich zu sein in einem männlichen Körper, und ist aber nun zusehends besorgt, weil sie diese geheimnisvolle „Krankheit“, die ja nun auch psychotherapeutisch bestätigt wurde, nicht loswerden kann. Erst im Internet habe sie Informationen erhalten, die ihr geholfen hätten, ihre Situation zu verstehen. Als diese Person zu mir in die Praxis kam, hatte sich an dem Problem bisher 15 Jahre lang nichts verändert gehabt. Die Psychologin ist, so wie es in der Geschichte der Behandlung der Transsexualität seit jeher selbstverständlich war, davon ausgegangen, dass der Körper ganz gesund und funktionstüchtig, der Geist, die Persönlichkeit, die Seele jedoch gestört seien. Sie ist darin ausgebildet, ein Problem psychodynamisch zu erklären und auf diesem Hintergrund auch zu deuten. Die Klientin, die männlich aussieht, sagt von sich selbst aber: „Ich weiß, dass ich nicht gestört bin“, und glaubt, damit auf die Welt gekommen zu sein. Nun war sie entschlossen, die Transition zu wagen. Unter einer erfolgreichen Hormontherapie verschwanden sowohl die Symptome einer chronischen depressiven Verstimmtheit, einer Sozialphobie, als auch die der Geschlechtsinkongruenz, so dass eine lange Behandlung mit Antidepressiva beendet werden konnte.

Wenn einerseits die Neurologie keinen Zugriff auf die Qualität des Erlebens hat und andererseits die Psychologie mit ihren Deutungen so im Irrtum war, welche Sicherheit bleibt dann noch in der Beurteilung der inneren Welt eines anderen. Die Antwort ist einfach: Es gibt keine und kann keine geben. Wir müssen den Schluss ziehen, dass die Aussage, die ein Mensch aus der Selbstgewissheit heraus macht, verbindlich ist. Was für einen Sinn würde es auch ergeben, zu behaupten, eine Selbstaussage über die erlebte Identität sei unzutreffend? Repräsentiert wird ja nicht eine irgendwo vorhandene objektive Wirklichkeit, sondern eben die zugrunde liegende subjektive Erfahrung. Eine Antwort auf die Frage, was einen transsexuellen Menschen (TG) dazu bewegt, den schwierigen Weg der Anpassung an das Identitätsgeschlecht zu gehen, lässt sich so wie jede andere Frage nach dem Sinn menschlichen Tuns „daher nur erhoffen oder gar erwarten von einem Rückgriff auf das präreflexive Selbstverständnis, das dem Menschen als solchem innewohnt. Es muss ihm nur bewusst werden, was er irgendwie ohnehin immer schon weiß.“¹⁰ Bewusst kann es werden in der Achtsamkeit einer angstfreien Selbstwahrnehmung.

¹⁰ Viktor E. Frankl, *Der leidende Mensch. Anthropologische Grundlagen der Psychotherapie*, 2. Aufl., Bern: Huber 1984 [1975], 68.

Naturwissenschaftliche Forschung hat die Aufgabe, so zu tun, als sei der Mensch sein Gehirn. Für den Menschen als existierende Person kann das aber nicht gelten und es wird ihm nicht gerecht. Wir erfahren uns selbst in einer unmittelbar gegebenen Wirklichkeit und Landschaft. In ihr zu leben, ist unsere Freiheit und Würde. Es gilt für uns alle gleichermaßen, dass wir uns als Subjekt erleben, als ein Zentrum unserer Welt; dass wir nach Autonomie streben und sie in einer uns angemessenen Weise leben und entfalten wollen, so wie es unserem inneren Erleben bestmöglich entspricht. In diesem individuell erlebten Selbstsein wollen wir gesehen und verstanden werden. Deshalb wollen wir nicht hinnehmen, dass man uns etwas für unser Selbstverständnis unabdingbar Bedeutsames leichtfertig abspricht. Nie wollen wir, dass unser innerstes Empfinden zum Objekt einer Deutung, Bemessung oder Beobachtung reduziert wird. Dieser Versuch ist schon als Vorhaben entwürdigend.

Gleichermaßen ist auch die innere Erfahrung transsexueller Menschen (TG), so abwegig sie auf Außenstehende wirken mag, die einzig verlässliche Orientierung, die zur Verfügung steht. Dass sie, so wie in dem beschriebenen Beispiel, immer wieder angezweifelt und psychopathologisiert wird, ist eine Tatsache, die vielen Menschen das Leben sehr schwer macht. Ich will noch einmal betonen, dass es nicht darum geht, die Deutungsmacht über das eigene Leben nun aus den Händen der Sexologen in die einer Neurowissenschaft zu legen oder diese als Wahrheitsbringer zu verstehen. Die erkenntnistheoretische Autorität über das Leben verbleibt unveräußerbar beim Individuum, das für sich einzustehen hat, in der Verantwortung sich selbst anzunehmen und das eigene Leben sinnvoll zu leben.

Auch meine Klientin fühlte in sich eine Wirklichkeit und meinte, mit dem transsexuellen Empfinden auf die Welt gekommen zu sein. Sie hat keine Neurowissenschaft gebraucht und zur Verfügung gehabt, um die Existenz dieser inneren Erfahrung zu bestätigen oder zu begründen. Sie sagte von sich: „Ich weiß, dass ich nicht gestört bin.“ Manchmal braucht es alle Kraft, um eine Freiheit zu realisieren, etwas zu vollbringen, etwas durchzuhalten oder einem inneren Impuls zu widerstehen. Es gibt aber auch die umgekehrte Situation, in der es richtig und sinnvoll ist, sich freiwillig der „Weisheit“, die die Natur selbst tief in uns hineingelegt hat, anzuvertrauen, um nicht an dem zu verzweifeln, was andere von uns erwarten, wir aber trotz allen Wollens und Trachtens niemals geben können.

III Transsexualität und Selbst

1 Geschlechtsidentität und Selbstmodell

Man spricht vom physikalistischen Weltbild und meint damit die universelle Gültigkeit der Gesetze der Physik und ihren damit verbundenen Anspruch auf absolute erkenntnistheoretische Autorität. Aber spätestens seit der Entdeckung der Quantenmechanik wissen wir, dass Unbestimmtheit und Nicht-Determiniertheit fundamentale Eigenschaften der Natur sind und die lückenlose Kausalität von Anfang des Universums bis zu seinem Ende als unumschränktes wissenschaftliches Paradigma nicht mehr geeignet ist. Heisenberg selbst sah in der Quantenmechanik das Ende des deterministischen Weltbildes. Das ist schwierig zu verstehen, da die strenge Kausalität der Vorgänge in der Natur ja Naturwissenschaft überhaupt erst möglich macht.

Die Physik hat die Doppelnatur des Lichts und die Nicht-Determiniertheit von (Quanten-)Ereignissen akzeptiert, vielleicht sind Freiheit des Willens und kausale Determiniertheit ebenso komplementär wie Welle und Teilchen. Sogar Benjamin Libet, dessen Versuchsergebnisse immer wieder herangezogen werden, um den freien Willen zu bestreiten, sagt selbst: „Es gibt eine unerklärliche Lücke zwischen der Kategorie der physischen Phänomene und der Kategorie der subjektiven Phänomene [...]. Die Annahme, daß die deterministische Natur der physikalisch beobachtbaren Welt [...] subjektive bewußte Funktionen und Ereignisse erklären kann, ist ein spekulativer Glaube und keine wissenschaftlich bewiesene Aussage.“¹¹ Das überrascht nicht angesichts der vielen losen Enden im gegenwärtigen Bild der Welt. Im Verständnis der Welt und des Menschen sind die Komplementarität von freiem Willen und naturgesetzlicher Ordnung ein ungelöstes Rätsel. *Contraria sunt complementa* lautete der Wahlspruch von Nils Bohr und vielleicht weist auch das sogenannte Leib-Seele-Problem auf eine ihm zugrunde liegende Komplementarität hin, die kein endgültiges Entweder-oder duldet. Es ist bemerkenswert, dass dessen lange Geschichte uns einer Lösung nicht wesentlich nähergebracht hat; wir haben allenfalls gelernt, es umzuformulieren und als Materie-Bewusstseins- oder Gehirn-Selbst-Problem zu verstehen.

Der springende Punkt ist das Selbst. Erst die Erfahrung des „Ich bin“ macht aus den physikalischen Vorgängen unter der Schädeldecke ein individuiertes Selbst und mit dem Verlust dieser Erfahrung verlischt es. Das Selbst erst lässt uns

¹¹ Benjamin Libet, „Haben wir einen freien Willen?“, in *Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente*, hg. von Christian Geyer, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004, 285.

die Frage nach dem Sein stellen und macht uns zum Bühnenlicht im kosmischen Drama.

In der Psychologie hat man die Vorstellung eines stabilen, transtemporalen Selbst schon lange aufgegeben. Schon 1959 formulierte C. Rogers: „Die Selbststruktur ist eine fließende Gestalt, die sich im Prozeß der Assimilation neuer Erfahrung verändert.“¹² Das Selbst kann als das perspektivische Zentrum der phänomenalen Erfahrung verstanden werden. Das Gefühl, eine unveränderbare Identität zu besitzen, ist eine Funktion des Gesamtsystems, um uns ein Gefühl der Sicherheit in der Auseinandersetzung mit der Umwelt zu geben.

Thomas Metzinger bezeichnet den Inhalt des inneren Bildes der Person, so wie es im bewussten Erleben erscheint, als phänomenales Selbstmodell. „Das phänomenale Ego ist kein geheimnisvolles Ding und auch kein kleines Männchen im Kopf, sondern der Inhalt eines inneren Bildes – nämlich das bewusste Selbstmodell (PSM). Durch die Einbettung des Selbstmodells in das Weltmodell wird ein Zentrum geschaffen. Dieses Zentrum ist das, was wir als unser Selbst erleben, das Ego.“¹³ Das Gehirn erzeugt demnach durch einen dynamischen Prozess ein inneres Bild von uns selbst als einer Ganzheit. Dieses Bild umfasst unseren Körper, unsere mentalen Zustände und unsere Beziehung zu Vergangenheit und Zukunft. Die zentrale These Metzingers ist, dass die Selbstgewissheit, mit der wir uns selbst als Person erleben, damit zu tun hat, dass das Selbstmodell für uns unbewusst (transparent) ist und erst bewusst wird, wenn es vom Aufmerksamkeitssystem erfasst wird. Das innere Erleben wird dabei zum Objekt der Wahrnehmung und die Erfahrung mit dem phänomenalen Gehalt des „Wie-es-sich-anfühlt“ entsteht.

Das gilt gleichermaßen für die Erfahrung der Geschlechtsidentität als Selbsterfahrung. *Zunächst gibt es eine Geschlechtlichkeit, die unbewusst und im Vollzug oder auch in der Latenz gelebt wird. Dafür braucht es die Erfahrung eigener Geschlechtsidentität noch gar nicht. Der spezifische Inhalt des Bewusstseins kann solange als „transparent“ bezeichnet werden, als er präreflexiv in der Art unzweifelhafter Selbstgewissheit erlebt wird. Dies ist solange der Fall, wie Geschlechtsidentität nicht zum bewussten Thema wird. Erst wenn sich die Aufmerksamkeit auf diese innere Erfahrung richtet, wird ein Bewusstseinszustand höherer Ordnung als Metarepräsentation instanziiert. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Ge-*

12 Carl R. Rogers, *Eine Theorie der Psychotherapie, der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehungen*, übers. von Gerd Höhner und Rolf Brüseke, hg. von Gesellschaft für Wissenschaftliche Gesprächstherapie, 3. Aufl., Köln: GwG 1991 [1987], 59.

13 Thomas Metzinger, *Der Ego-Tunnel. Eine neue Philosophie des Selbst: Von der Hirnforschung zur Bewusstseinsethik*, Berlin: Berlin-Verlag 2009, 24.

schlechtsidentität ist somit immer eine höherstufige Bewusstseinstätigkeit, die eine niederstufige Erfahrung zum Inhalt hat.

So wie alle Freiheit im menschlichen Existieren kann sich auch die Freiheit bezüglich der eigenen Geschlechtsidentität nur und gerade in der Auseinandersetzung mit und Stellungnahme zu den Bedingungen und Grenzen unseres jeweiligen Daseins oder Soseins realisieren. Diese Bedingungen sind die bewussten und unbewussten Inhalte des Selbstmodells, die nicht frei wählbar sind. Geschlechtsidentität ist daher kein substantieller oder essentieller Begriff. Er beschreibt lediglich die subjektive Repräsentation eines situativen neuronalen Zustandes, der als Selbsterfahrung bewusstwerden kann. Variabilität der Geschlechtsidentität superveniert auf den zugrundeliegenden biologischen und psychologischen Bedingungen, die bewusst oder unbewusst sein können, aber unveränderbar sind.

2 Konsistenz als oberstes Prinzip

Das Selbst ist keine unnötige Zugabe der Natur zu einem Organismus, der genauso ohne dieses funktionieren könnte. Eine mögliche Erklärung für die Notwendigkeit der evolutionären Entstehung des Ich-Bewusstseins wäre auch die folgende: Wenn ein lebendes System einen bestimmten Grad an Komplexität überschreitet, so dass chaotische Verhältnisse drohen, dann wird Bewusstsein als ein natürlicher Operator und übergeordnetes Informationsverarbeitungssystem hervorgebracht, um einfachere, untergeordnete Prozesse zu überwachen und zu steuern. Damit wäre die Existenz des Bewusstseins keinesfalls kontingent. Bewusste Erfahrungen als Metarepräsentationen primärer (affektiver) Erfahrungen begleiten und ordnen diese nach ihrer Funktion für den Gesamtorganismus mit dem Ziel, sie sinnvoll zu integrieren. Die spontanen Affekte und Impulse müssen sozusagen „zur Beobachtung“ auf die Ebene der Metarepräsentation, um auf ihre Bedeutung für den Gesamtorganismus hin zu überprüft zu werden. Durch die darauffolgende Integration wird erst aus dem „blinden“ Affekt eine Emotion mit intentionalem Gehalt. Diese „Beobachtung“, die das Aufmerksamkeitssystem leistet, erzeugt den „Workspace“, die innere Bühne des Bewusstseins.¹⁴ Bewusstsein und subjektives Erleben können demnach als ein kybernetisches Regelsystem verstanden werden, dem es gelingt, Erregungsimpulse von Neuronen „auf der Bühne“ einer höheren Struktur des Neocortex auftreten zu lassen und sie auf diese Weise mit

¹⁴ Vgl. Bernard J. Baars, *Das Schauspiel des Denkens. Neurowissenschaftliche Erkundungen*, übers. von Hainer Kober, Stuttgart: Klett-Cotta 1998.

anderen abzustimmen. Diese Leistung, Erregungsimpulse mithilfe des Aufmerksamkeitssystems länger aktiv zu halten, als der ursprüngliche Reiz bedingt hätte, kann evolutionär selektiert sein, weil er längerfristig den Vorteil bewussten Reflektierens im Sinne der Herausbildung des phänomenalen Ich-Zentrums mit sich bringt.¹⁵

Die Aufgabe des bewussten Selbst ist es demnach, die dynamische interne Regulierung des Gesamtsystems zu überwachen. Dieses grundlegende homöostatische Prinzip im Organismus und im psychischen System, das allen Einzelbedürfnissen übergeordnet ist, wird Konsistenzregulation genannt.¹⁶ Reguliert werden dabei neuronale Prozesse untereinander. Es verwundert daher nicht, dass ca. 80 % der neuronalen Tätigkeit interne Prozesse sind, bei denen das Gehirn mit sich selbst beschäftigt ist. Das Ziel der Konsistenzregulation ist ein stabiler Zustand des Organismus, bei dem im Hinblick auf die gleichzeitig ablaufenden neuronalen und psychischen Prozesse Übereinstimmung besteht und der den priorisierten Anforderungen gerecht wird. „Insgesamt kann das Streben nach Reduktion kognitiver Dissonanz als eines der am besten gesicherten Phänomene der Psychologie angesehen werden.“¹⁷ Das Gesamtsystem versucht in Echtzeit, einen Zustand möglichst großer Konsistenz zu erreichen, ohne das bestehende Selbstmodell zu gefährden. Ist jedoch eine Wahrnehmung mit dem Selbst- oder Weltmodell inkonsistent, dann entsteht eine Dissonanz oder Inkonsistenz zwischen den Inhalten des „Arbeitsspeichers“, die gleichzeitig bewusst sind. „Kognitive Dissonanz liegt vor, wenn zwei Kognitionen füreinander relevant, aber miteinander unvereinbar sind.“¹⁸

Wenn dies geschieht, dann versucht das System die Konsistenz wiederherzustellen, indem es dissonante Kognitionen entfernt (Verdrängung), ihre Wichtigkeit reduziert (Deutung) oder neue, passendere Kognitionen oder Wahrnehmungen hinzufügt (tendenzielle Apperzeption).

Die Konsistenzregulation ist so dominant, dass im Konfliktfall Wahrheit für Konsistenz geopfert wird. „Bewusste Wahrnehmung ist immer kohärent, notfalls

15 Diese Überlegung folgt aus einer Kombination der „Konsistenztheorie“ von Klaus Grawe, der „Theorie der integrierten Information“ von Giulio Tononi und Christof Koch, der „Workspace“-Theorie von Bernard Baars und der Selbstmodelltheorie von Thomas Metzinger, vgl. Klaus Grawe, *Neuropsychotherapie*, Göttingen et al.: Hogrefe 2004; Koch, *Bewusstsein*, op. cit.; Metzinger, *Der Ego-Tunnel*, op. cit.; Baars, *Das Schauspiel des Denkens*, op. cit.

16 Vgl. Grawe, *Neuropsychotherapie*, 186.

17 A. a. O., 307.

18 A. a. O., 306.

unterdrückt das Nervensystem einen Input zugunsten eines anderen.“¹⁹ Ein Zustand hoher Konsistenz ist gleichbedeutend mit seelischer Gesundheit.

3 Kongruenz und Stimmigkeit

Der spezifische Systemzustand des Gehirns hat zu jedem Zeitpunkt auch eine subjektive Entsprechung.²⁰ Die innere phänomenale Erfahrungsqualität eines in sich konsistenten Selbst nennt man Kongruenz oder Stimmigkeit.²¹ Wenn Konsistenz also die funktionale Beschreibung des aktuellen Systemzustandes des Organismus ist, bezieht sich der Begriff Kongruenz auf die damit verbundene Gefühlsqualität. Das Gefühl der Stimmigkeit entsteht, wenn das, was ich subjektiv spüre und erfahre, mit dem zur Deckung gebracht werden kann, was ich über mich und die Welt denke, oder wenn sich mein Denken in einer Weise verändert, dass eigene Erfahrungen als Bestandteil meiner inneren Welt assimilierbar werden. Auch eine gesicherte Umgebung oder eine vertrauensvolle Beziehung stellen Bedingungen dar, die in diesem Prozess hilfreich sind. Kongruenz bezeichnet also das Maß einer Übereinstimmung von Daten aus der organismischen Erfahrung und dem Selbstmodell.

Es ist nicht überraschend, dass gute Gefühle gesund sind. António Damásio bezeichnet sie als die „Logik des Überlebens“²². Sie zeigen die Richtung der „Aktualisierungstendenz“²³ aller Möglichkeiten an, die dem Organismus zu seiner Erhaltung und Entfaltung dienen. Gute Gefühle sind evolutionär selektiert und funktionieren gewissermaßen als Kompass für den Organismus. Auch wenn aus dem Vorhandensein von innerer Stimmigkeit noch kein Anspruch auf objektive Wahrheit abgeleitet werden kann, so erzeugt innere Stimmigkeit auch ein Gefühl der Gewissheit. Aus den vielen unterschiedlichen inneren und äußeren Erfahrungen, die zunächst unvereinbar waren, ist dann eine „Erlebnisgestalt“ geworden, die nun als die eigene Wirklichkeit annehmbar geworden ist.

19 Baars, *Das Schauspiel des Denkens*, 151.

20 Vgl. Alan M. Turing, „Maschinelle Rechner und Intelligenz,“ in *Einsicht ins Ich. Fantasien und Reflexionen über Selbst und Seele*, hg. von Douglas R. Hofstadter und Daniel C. Dennett, 5. Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta 2002 [1981], 59–72.

21 Vgl. dazu auch die personenzentrierte Persönlichkeitstheorie nach Rogers, *Eine Theorie der Psychotherapie*.

22 António Damásio, *Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins*, übers. von Hainer Kober, 10. Aufl., Berlin: List 2013 [2000], 57.

23 Vgl. Rogers, *Eine Theorie der Psychotherapie*, 29 ff.

Umgekehrt gibt es aber auch den Fall, dass bestimmte Erfahrungen oder ganze Felder der Erfahrung nicht oder nicht korrekt im Bewusstsein repräsentiert werden können, weil sie konfliktbedingt abgewehrt werden müssen, wie etwa schwere Konflikte oder Erinnerungen an traumatische Erfahrungen. Ihr bedrohlicher Charakter führt dazu, dass sie vorübergehend oder dauerhaft aus dem Gewahrsein ausgeschlossen werden und man spricht von Inkongruenz. Diese Verdrängung dient ausschließlich der Konsistenzsicherung, weil sie das Gesamtsystem stabilisiert. Die „Kosten“ dieser Verdrängung oder Verzerrung der Erfahrung sind die Inkongruenz. Wenn der Widerspruch zwischen organischer Erfahrung und dem Selbst sehr ausgeprägt ist und länger besteht, führt er zu inneren Spannungen, Angst oder Depression und anderen Symptomen. Dann ist aus dem kurzfristigen Vorteil der Sicherung des Systems durch Verdrängung, durch den Verlust von Handlungsmöglichkeiten und Erlebnisfähigkeit ein langfristiger Nachteil geworden.

Ein Prozess, in dem die durch den Blick der anderen entstandene Entfremdung aufgehoben wird und ein Mensch erstmals eine in sich selbst erlebte Stimmigkeit als eine unüberbietbare und unhintergehbare Gewissheit dafür gelten lassen kann, wer er oder sie als Person ist, ist ein gesunder und befreiender Prozess, in dem das Leben zum Bestimmungsort des eigenen Daseins wird. Diese Erfahrung ist auch die Bedingung für eine Selbstautorisierung, wirklich die Person zu sein, als die man sich in der innersten Selbstbegegnung erlebt.

4 Konstitutionelle Geschlechtsinkongruenz und *Embodiment*

Ein zentraler Begriff für das Zusammenwirken von Gehirn und Selbst ist der des *embodiment*. Er meint das Eingebettetsein des Bewusstseins in einen Körper. Die vorangegangenen Ausführungen sind nur ein unzulänglicher Hinweis darauf, dass Bewusstsein und Körper immer und auf vielfache Weise verschränkt sind und einander bedingen.²⁴ Nun will ich als Kernaussage des vorliegenden Textes eine Argumentation vorstellen, die unter Bezugnahme auf das oben Gesagte die besondere Weise transsexuellen In-der-Welt-Seins behandelt. Die spezielle Form der Inkongruenz, die sich aus der Transsexualität (TG) ergibt, soll darin erklärt werden.

²⁴ Eine übersichtliche und eindrucksvolle Zusammenschau des Leib-Seele-Problems geben Karl R. Popper in ders./John C. Eccles, *Das Ich und sein Gehirn*, übers. von Angela Hartung und Willy Hochkeppel, München und Zürich: Piper 1984, 188–257.

Um das Phänomen der Transsexualität zu verstehen, muss man drei Aspekte unterscheiden, in denen das Materielle und das Subjektive miteinander verbunden sind. Diese drei konstitutiven Aspekte der Geschlechtsidentität nach ihrem Ort und der Art des Gegebenseins sind:

Körperschema	(Gehirn/präreflexiv, transparent, unbewusst)
Körperbild ²⁵	(Anatomie/sensorisch)
Selbstmodell	(Bewusstsein/intrinsisch, bewusst, unbewusst)

Körperschema: Die neuronalen Grundstrukturen, die mit höherstufigen mentalen Erfahrungen in Zusammenhang stehen und als der biologische Kern unseres Selbstbewusstseins oder Selbstmodells angesehen werden können. Es spielt als vorpersonale Instanz zusammen mit dem Körperbild eine wichtige Rolle für die Erfahrung der „körperlichen Meinigkeit“.²⁶ Das Körperschema ist unbewusst und die Person hat keinen direkten willentlichen Einfluss darauf. Alles subjektive Erleben ist gekoppelt mit dieser zugrundeliegenden neuronalen Dynamik. Damásio spricht statt vom Körperschema von einem „Proto-Selbst“, das in neuronalen Mustern abgebildet wird.²⁷ Hierher gehören auch geschlechtlich dimorphe Strukturen des Gehirns.²⁸

Körperbild: Der an sich selber und im Spiegel wahrgenommene Körper, die äußere Anatomie oder Morphologie. Die Repräsentation des Körpers im Bewusstsein als „mein eigener Körper“.

Selbstmodell: Eine höherstufige Repräsentation des eigenen Ich, des eigenen Seins und der eigenen transtemporalen Identität als Person. Es ist das Selbst als Inhalt des Bewusstseins und ein inneres Bild von uns selbst als einer Ganzheit, die sich jedoch in ständiger Veränderung befindet.

Bei Transsexualität besteht eine Diskrepanz zwischen dem an sich selbst wahrgenommenen Körperbild und dem im Gehirn verankerten und angeborenen Körperschema. Genau genommen handelt es sich um eine systemische Inkonsistenz

²⁵ Die Begriffe Körperbild und Körperschema werden oft als Synonyme oder undifferenziert gebraucht. Zu der hier gemachten Unterscheidung siehe auch Shaun Gallagher/Jonathan Cole, „Körperbild und Körperschema bei einem deafferenten Patienten,“ in *Philosophie der Verkörperung. Grundlagentexte zur aktuellen Debatte*, hg. von Jörg Fingerhut et al., Berlin: Suhrkamp 2013 (*Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft*, Bd. 2060), 174–202. Auch die Unterscheidung Damásios in Proto-Selbst, Kernselbst und autobiographisches Selbst ist hilfreich, vgl. Damásio, *Ich fühle, also bin ich*.

²⁶ Vgl. Gallagher/Cole, „Körperbild und Körperschema,“ 201.

²⁷ Vgl. Damásio, *Ich fühle, also bin ich*.

²⁸ Vgl. Jiang-Ning Zhou et al., „A Sex Difference in the Human Brain and its Relation to Transsexualität,“ *Nature*, Bd. 378, 1995, 68–70.

von Körperschema und Körperbild. Aufgrund dieser biologischen Besonderheit kann das Körperbild nicht erfolgreich in ein kongruentes Selbstmodell eingebettet werden, so wie es im Normalfall geschieht. Die daraus entstehende Inkongruenz muss folglich als konstitutionelle Geschlechtsinkongruenz bezeichnet werden, weil sie unabhängig von sozialen oder psychischen Konflikten kommunikationsunabhängig entsteht und besteht.²⁹ Nachdem ihre strukturellen Grundlagen vorgeburtlich angelegt sind, findet sich oftmals das transsexuelle Kind in seiner Inkongruenz zwischen Körperanatomie und Geschlechtsempfinden vor und die damit verbundenen sozialen oder psychischen Konflikte sind sekundär. So wird verstehbar, dass das Kind häufig bereits in einer frühen Phase der Persönlichkeitsentwicklung die Zugehörigkeit zum zugewiesenen Geschlecht anzweifelt und mit Nachdruck darauf besteht, dem Identitätsgeschlecht anzugehören.

5 Inhibited embodiment und die Antwort des Aufmerksamkeitssystems

Die Natur ist sparsam und Aufmerksamkeit ist ein sehr kostbares Gut im psychischen System. Die Bühne des Bewusstseins ist so klein, dass eine ständige Konkurrenz darum herrscht, welcher Gegenstand ins Scheinwerferlicht treten kann. Man kann nicht eine Physikaufgabe lösen und gleichzeitig an die Geschlechtsidentität denken. Daher gibt es eine natürliche Tendenz im Organismus, das Körperbild in die unbewusste Schicht des Selbstmodells absinken zu lassen und es nicht zu beachten. „Während man seine Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Ziel richtet, löscht sich der eigene Körper gewissermaßen selbst aus der Aufmerksamkeit aus.“³⁰ Das ist der Normalfall. In der gleichen Weise bemerkt man das Durchblutungsgeräusch im Ohr nicht, man hört es nur, wenn man darauf achtet. Ähnlich verhält es sich mit dem Körper; man denkt einfach selten daran, welchem Geschlecht man angehört. Das geschieht erst, wenn die Aufmerksamkeit die eigene Geschlechtlichkeit erfasst, z. B. eine Frau, die Menstruation hat und die immer wiederkehrenden Schmerzen bedauert, oder ein Mann betrachtet seine zunehmende Glatze und verwünscht sie. Sich im Spiegel zu sehen, kann die Geschlechtsidentität auch ganz ohne jede narzisstische Motivation zum Thema werden lassen, weil das Aufmerksamkeitssystem sie erfasst.

²⁹ Vgl. Gert-Walter Speierer, *Das differentielle Inkongruenzmodell (DMI). Handbuch der Gesprächstherapie als Inkongruenzbehandlung*, Heidelberg: Asanger 1994, 54.

³⁰ Vgl. Gallagher/Cole, „Körperbild und Körperschema,“ 174.

Da, wie beschrieben, bei der Transsexualität das Körperbild nicht dauerhaft in die unbewusste Schicht des Selbstmodells absinken kann, bleibt das Aufmerksamkeitssystem ständig oder wiederkehrend mit dem Körper und dem Thema Geschlechtsidentität beschäftigt. Daher kann man von einer gehinderten Einbettung oder einem inhibited embodiment als Ursache für das Leiden an der konstitutionellen Geschlechtsinkongruenz sprechen. Das heißt, dass das Körperthema nicht in den Hintergrund des Bewusstseinsraumes rücken kann, solange die konstitutionelle Diskrepanz zwischen Körperbild und Körperschema besteht. Sie wird immer wieder von der Aufmerksamkeit erfasst. So wird verstehbar, wie störend und lebensgeschichtlich problematisch eine solche Inkongruenz erlebt wird. *Die spezifische Antwort des Aufmerksamkeitssystems auf die konstitutionelle Geschlechtsinkongruenz kann auch als eine Art kognitiver Reflex verstanden werden, durch den ihre Bewussterdung initiiert wird (Attentional System Reply).* Dass eine Störung der Konsistenz, eine auftauchende Gefährdung oder eine ungünstige Bedingung reflexhaft wahrgenommen wird, ist für das Überleben einer Spezies notwendig und daher nicht nur beim Menschen evolutionär selektiert. Die reflexhafte Funktion des Aufmerksamkeitssystems steht im direkten Zusammenhang mit der Konsistenzregulierung des Gesamtsystems. Die Beschäftigung mit einer bestehenden Transsexualität und die Wahrnehmung der damit verbundenen Inkongruenz sind daher keine Anzeichen für psychische Pathologie, sondern eine natürliche Funktion des Gesamtsystems unter Beteiligung aller Ebenen der kortikalen Verarbeitung. Sowohl die höheren Funktionen des Selbst als auch die zugrundeliegenden basalen Strukturen des Selbstmodells lassen das Phänomen der Transsexualität (TG) entstehen.

Wird nun die Kohärenz von äußerlich wahrgenommenem Körperbild und dem inneren Bild des Selbst nach und nach realisiert und der Prozess einer Geschlechtsangleichung beginnt, dann ist eine psychische Harmonisierung und Beruhigung die Folge. Dabei können sowohl äußerliche Attribute, sekundäre Geschlechtsmerkmale als auch anatomische Aspekte von Bedeutung sein.

IV Transition und Gesundheit

1 Kongruenzdynamik

Es ist ein schönes Erlebnis mitzuerleben, wie eine Person innerlich freier wird, wie sie beginnt, mehr Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten zu fassen und sich mehr und mehr an dem orientiert, was sie in sich selbst wahrnimmt. Das heißt nicht, dass dann alles einfach ist oder leichtfällt. Aber das Sich-im-Kreis-Drehen und die ziellose Unzufriedenheit hört auf und macht einer konstruktiven Planung Platz.

Im günstigsten Fall führt jede Psychotherapie, aber auch jeder andere psychische Entfaltungsprozess zu solchen Ergebnissen. Gert-Walter Speierer bezeichnet die störungunspezifische bzw. krankheitsbildunabhängige Erlebensgestalt bei erfolgreicher Psychotherapie als „allgemeine Kongruenzdynamik“.³¹ Es ist gut beschrieben und empirisch erfasst, dass eine Zunahme an Kongruenz und dem Gefühl der Stimmigkeit jeden Prozess des Wachstums, der Entwicklung oder der Heilung begleitet. Als signifikante Wirkung der Kongruenzdynamik zeigen sich Verhaltenserweiterung, Selbstvertrauen, Zuversicht, Gelassenheit, realistische Selbsteinschätzung, Differenzierung, größere Belastbarkeit, größere Toleranz gegenüber eigenen Fehlern, positiver bewertete Beziehungen, realistische statt perfektionistische Ziele u. a. Was so euphemistisch klingt, wird verstehbar durch die Wirkung der dynamischen Zunahme von Integration organismischer Erfahrung in das Selbstmodell. Dadurch wird eine Starre der Selbststruktur ins Fließen gebracht und die Person wird offen gegenüber ihrer eigenen Erfahrung und kann diese im Bewusstsein repräsentieren. Das Leben gewinnt dadurch an Farbe und Sinn.

Nach dem zuvor Gesagten ist zu erwarten, dass im Zuge einer Angleichung des Körperbildes an das zugrunde liegende Körperschema ebendiese Dynamik entsteht, wenn das Körperbild nun in die unbewusste Schicht des Selbstmodells eingebettet werden kann und das Aufmerksamkeitssystem entlastet wird. Tatsächlich sind die Folgen einer Geschlechtsangleichung mitunter überraschend. Obwohl sich die äußeren Lebensumstände durch den Geschlechtswechsel insgesamt manchmal maßgeblich verschlechtern – es kommt zu Trennungen, Verlusten, Schmähungen etc. –, sind die Menschen im Allgemeinen zufriedener. Sie werden in der Regel kontaktfreudiger, die Stimmung hellt sich nachhaltig auf, Depressivität lässt nach, soziale Kompetenzen wachsen, Angstbereitschaft nimmt ab. Die Person erlebt sich als sinnerfüllter und stimmig situiert in der eigenen Lebenswelt und an die Stelle der Angst oder anderer Symptome tritt nach und nach ein neuer Lebensmut. Die Wahrnehmung des eigenen inneren Wesens wird nun meist angstfreier möglich und ich habe des Öfteren die Metapher vom „Zuhause-Sein“ gehört.³²

Angesichts der Wirkung der Kongruenzdynamik wird deutlich, wie falsch die psychopathologisierenden Theorien zur Transsexualität sind. Die Entfaltung einer ausgeprägten und stabilen Kongruenzdynamik während des Transitionsprozesses ist ein deutlicher Hinweis auf die konstitutionelle Geschlechtsinkongruenz als na-

³¹ Vgl. Speierer, *Das differentielle Inkongruenzmodell (DMI)*, 110 ff.

³² Zum empirischen Beleg der Signifikanz der Verbesserungen in Funktionalität und Befindlichkeit vgl. z. B. den Beitrag von Kurt Seikowski im vorliegenden Band.

türliche Variante. Eine stabile und gesunde Entfaltung der Persönlichkeit im kongruenzdynamischen Prozess wäre im Rahmen einer psychopathologischen Entwicklung unmöglich.

2 Der hilfreiche Kontakt

Welche Schlussfolgerungen ergeben sich nun für den hilfreichen Kontakt und die Behandlung? Der Psychologe Carl Rogers hat das vorurteilsfreie und bedingungslose Akzeptieren des anderen als eine grundlegende therapeutische Haltung beschrieben. Der Therapeut oder die Therapeutin lässt sich auf die Begegnung in einer wertschätzenden Haltung ohne Urteile und Bewertungen ein. Das Besondere an dieser Haltung ist es, den Klienten oder die Klientin so zu akzeptieren, wie er oder sie sich mitteilt und zeigt, ohne ihn oder sie insgeheim zu deuten oder zu pathologisieren. Das mag naiv wirken, ist aber die einzige Möglichkeit, einen echten Kontakt herzustellen und ein Klima zu begünstigen, in dem die andere Person beginnen kann, sich vertrauensvoll selbst der Tiefe des eigenen Seins zuzuwenden. Erst im echten Gespräch kann dann die Analyse der Lebenswirklichkeit gemeinsam unternommen werden. Dies entspricht der phänomenologischen Weise einer Begegnung und ist geradezu ideal für die Behandlung und Begleitung transsexueller Menschen (TG), die es gewohnt sind, dass man ihnen die schwersten Störungen oder Verrücktheiten unterstellt. Dadurch und nur dadurch wird die Entfaltung einer Kongruenzdynamik begünstigt und unterstützt. „Wenn jemand versteht, was für ein Gefühl es ist, ich zu sein, ohne mich zu analysieren oder zu richten“, sagt Rogers, „in einer solchen Atmosphäre kann ich blühen und wachsen“³³, und ich kann das aus meiner eigenen privaten Erfahrung und meiner langjährigen Praxis nur bestätigen.

3 Herr D.

Die Wirklichkeit sieht oft ganz anders aus. Ist die Geschlechtsperformance in den Augen der BehandlerInnen unzureichend, dann wird der transsexuellen Person nicht geglaubt, dass sie „wirklich transsexuell“ sei. In einem gängigen wissenschaftlichen Standardwerk von Hartmann und Becker aus dem Jahre 2002 mit dem Titel *Störungen der Geschlechtsidentität* findet sich ein sehr anschauliches

³³ Carl R. Rogers, *Therapeut und Klient. Grundlagen der Gesprächspsychotherapie*, 22. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer 2013 [1977], 217.

Beispiel dafür, wie einer Patientin ihre Identität von einer Außenperspektive her abgesprochen wird:

Ausführlich wird da darin der Fall eines „Herrn D.“ geschildert, der laut Bericht seit seiner Kindheit den „Wunsch verspürt habe, eine Frau zu sein.“³⁴ Die Einschätzung der TherapeutInnen ist die, dass es sich um einen effeminierten Mann handelt. Der Kontakt wurde dann von „dem Patienten“ abgebrochen. Eine Bemächtigung des anderen durch die Deutung zerstört eben die Möglichkeit eines hilfreichen Kontaktes. Der Abbruch des Kontaktes wird verständlich, denn natürlich wird diese Person ihre BehandlerInnen aufgrund deren Deutung als feindselig-transphob empfunden haben. Vier Jahre später meldete sich die weiterhin im Fallbericht so bezeichnete „Herr D.“ wieder bei der Einrichtung wegen einer Nachbegutachtung für eine Personenstandsänderung. Nun wird beschrieben, dass die im Text weiterhin als „Herr D.“ bezeichnete Patientin inzwischen eine geschlechtsangleichende Operation inklusive Brustaufbau hatte. Man muss sich vorstellen, dass diese Frau, obwohl sie bereits seit mehreren Jahren eine genitale Geschlechtsangleichung hatte, nun genötigt wurde, ein weiteres, völlig unnötiges psychiatrisches Gutachten einzuholen, um ihren Personenstand zu ändern. Die Fallbeschreibung geht nun munter weiter, als wäre die erfolgte Geschlechtsangleichung völlig unwichtig und bezeichnet diese Frau weiterhin bis zum Schluss hartnäckig als „Herrn D.“ Herr D. tut dies, Herr D. tut das. In einer abschließenden Beurteilung wird diese Falldarstellung endgültig zur traurigen Groteske. Aus der natürlichen, sehr verständlichen Reaktion der Patientin wird nun wie in einem mittelalterlichen Hexenprozess ein Beweis für ihre Gestörtheit. Man streicht hervor, dass sie sich gegen die Leugnung ihrer Identität durch die BehandlerInnen zur Wehr gesetzt hat und schließt daraus auf das „Vorliegen einer sensitiv-paranoid getönten Verarbeitung mit Impulssteuerungsstörung [...]. Offenbar erlebt sich Herr D. alsbald provoziert und reagiert dann in unangemessener und unberechenbarer Weise.“³⁵ Eine Frau wehrt sich gegen eine entwürdigende Behandlung, in der man ihr ihre Identität abspricht, und genau das wird ihr dann zur Last gelegt und sie wird pathologisiert. „Folterwerkzeuge“ sind die Psycho-diagnostik und die Vorschriften, die unnötige Gutachten fordern. Statt Hilfe geschieht zynische Unterwerfung und mangelnde Hilfeleistung. Ein Leidensprozess wird durch „therapeutische Intervention“ unnötig verzögert.

Eine Behandlung dieser Art sollte nicht psychotherapeutisch genannt werden. Wer ein Gutachten über die innere Erfahrungswelt eines anderen erstellt, tritt

³⁴ Vgl. Uwe Hartmann/Hinnerk Becker, *Störungen der Geschlechtsidentität. Ursachen, Verlauf, Therapie*, Wien und New York: Springer 2002, 156 ff.

³⁵ A. a. O., 158.

nicht als PsychotherapeutIn auf, sondern als FunktionärIn einer Inquisition der Gender-Norm.

4 Look at me. Who am I supposed to be?

Die Neurologie liefert keine Ethik, sondern eine funktionale Beschreibung. Sie gibt uns keine Auskunft darüber, was zu tun ist. Aber es kann als ein ethisches Paradigma gelten, dass es nicht vertretbar ist, von einem Wesen etwas zu verlangen, was es nicht oder nur in selbstschädigender Weise erfüllen kann. Und die Neurologie kann Auskunft geben über diese Bedingungen: Transsexuelle Menschen (TG) sind aufgrund der konstitutionellen Aspekte der Identität nicht in der Lage, der ihnen zugewiesenen Geschlechterrolle zu entsprechen. Es handelt sich, wie dargestellt, um eine präreflexive, konstitutionelle Verfasstheit, in der ein transsexueller Mensch (TG) sich vorfindet. Die Erkenntnisse der Neurowissenschaften und die evidenzbasierte Medizin, die philosophischen Argumente zur Entstehung des Selbst und die Erkenntnis des *inhibited embodiment* können helfen, Argumente für die Möglichkeiten eines Lebens in Würde und einer menschenrechtskonformen Behandlung für Transsexuelle zu finden. Alle unsachlichen und nur aus einer überkommenen Haltung stammenden Hinderungen zur Beseitigung der Diskrepanz und Inkongruenz sind ethisch nicht vertretbar, weil die Verweigerung dieser lebensentscheidenden Hilfsmöglichkeiten die Person darin ohnmächtig macht, ihr Leiden zu beseitigen und entrechtet, ihr Leben selbstbestimmt zu führen, was einer grundlosen Demütigung gleichkommt.

Für die Behandlung bedeutet das konkrete Forderungen: *case management* statt Zwangspsychotherapie, keine Gutachten mehr, kein entwürdigender „Alltagstest“, Hormonsubstitution auf Verlangen mit medizinischer Betreuung und Beratung und Personenstandsänderung ohne Hürden. Das sind wünschenswerte und angemessene Konsequenzen.

Diese Forderungen sind unabdingbar, denn es gibt eine erkenntnistheoretische Autorität über das eigene Leben, die niemandem leichtfertig abgesprochen werden darf. Kein anderer Mensch weiß jemals besser darüber Bescheid als ich selbst, welche Erfahrungen ich mache und in welcher Wirklichkeit ich mich befinde. Was der Mensch ist, ist nicht verhandelbar in einer Deutung und nicht messbar in einem Labor. Auch eine Begleitung auf diesem Weg sollte sich nicht an einer vermeintlich objektiven Wahrheit orientieren. Ihr Vorgehen besteht im Betreten der phänomenalen Welt des anderen über die Brücke der Empathie. Wenn jemand keine Schwierigkeiten auf dem Weg der Geschlechtsangleichung hat, dann sollte ihm daher auch niemand dabei Schwierigkeiten machen. Erst wenn sich Probleme einstellen, dann entsteht ein Bedarf an zusätzlichen Angeboten.

Auch Psychotherapie ist als Hilfe sinnvoll und empfehlenswert, darf aber niemals ein Zwang sein.

An die Stelle des Nomos einer fragwürdigen Moral soll eine Ethik der Kongruenz treten. Gut ist das, was eine Entfaltung des Daseins unterstützt und Sinnerfahrung ermöglicht, schlecht das, was diese Dynamik verhindert. Viktor Frankl bezeichnete es als den Grundgedanken einer ontologisierten Moral, das als ethisch gut gelten zu lassen, „was die Erfüllung des einem Seienden aufgetragenen und abverlangten Sinnes fördert, und für böse werden wir halten, was solche Sinnerfüllung hemmt.“³⁶ Wenn wir das ernst nehmen, dann folgt daraus auch die Umkehr der ethischen Prämisse. Es sollte nicht länger gefragt werden: „Was kann gestattet werden?“, sondern: „Darf man noch guten Gewissens geschlechtsanpassende Maßnahmen verhindern oder erschweren?“

Wir sollten als Betroffene und Begegnende lernen, darauf zu vertrauen, dass etwas, was sich im Innersten stimmig und richtig anfühlt, wenn wir es achtsam und absichtslos im Bewusstsein repräsentieren, auch sinnvoll ist – für uns selbst und für andere. *Consciousness* (Bewusstsein) und *conscience* (Gewissen) haben die gleiche Wurzel. Das fundamentale Erleben der eigenen Geschlechtsidentität bedarf keiner anderen Begründung als die Selbsterfahrung und kann auch durch kein anderes Kriterium bestätigt werden als durch das gelebte Leben der transsexuellen Person (TG) selbst. Wir selbst sind verantwortlich für unser Tun und Lassen – und müssen es bleiben, um unsere Würde zu bewahren. Die Tiefen des eigenen Bewusstseinsraumes behutsam zu erforschen, lässt uns gewissenhafter und achtsamer werden; mit uns selber und mit anderen. Wir hören dann den leisen Ruf unseres Lebens etwas lauter; wie es uns ruft und auf uns wartet, um gelebt zu werden. Wenn wir diesem Gefühl des Lebendig-Werdens tatsächlich folgen, dann führt es uns hinein in noch unbekannte Bereiche des Lebens. Manchmal ängstigt es uns, diesen unsichtbaren Weg zu betreten; zugleich ist es aber das unausweichliche Wagnis eines sinnerfüllten Daseins. Eine Sicherheit, dass alles gut geht, gibt es nicht und kann es niemals geben, aber es lohnt sich nicht zu leben, ohne diesen Weg zur Lebendigkeit jemals betreten zu haben.

36 Frankl, *Der leidende Mensch*, 15.

